

Einleitung

Was nicht ist, kann noch werden, was verwirklicht wird, setzt Mögliches in seinem Stoff voraus. Es gibt im Menschen dies Offene, und Träume, Pläne wohnen darin. (Bloch)

Der vorliegende Text hat eine lange Entstehungsgeschichte. Er ist Produkt der Krise von 2008 und fokussiert einen zentralen Punkt einer grundsätzlichen Gesellschaftskritik, die wir bereits ab den 2000er Jahren vertreten haben. Die grundsätzlichen, strukturellen Problematiken unserer Weltwirtschaft, die wir dabei in den Fokus nehmen, führt die COVID-19-Pandemie mit ihrer dramatischen Bilanz gerade ein weiteres Mal allen vor Augen. Weil alles auf dem Austausch mit Geld basiert, droht eine riesige Krise, bloß weil der Kreislauf von Geld – Ware – (mehr) Geld, kurzzeitig durch einen Shutdown unterbrochen wurde. Obwohl Arbeitskräfte und Produktionsanlagen bereitstehen, drohen Pleitewellen und Stillstand.

Als 2008 die große Krise einbrach, waren wir über diese wenig überrascht, wohl aber darüber, dass wir mit unseren Kritiken recht benommen dastanden. Ein Ansatzpunkt für praktische Gesellschaftskritik bestand nicht, obwohl die Gesellschaft sich ganz offensichtlich – mindestens in ökonomischer Hinsicht – selbst in Frage stellte. Die eigene Ratlosigkeit war dabei zumindest insoweit entschuldbar, als es damals in oder aus der Gesellschaft heraus zu keinerlei Bewegung kam. Dies änderte sich erst mit der globalen Revolte ab 2011. Plötzlich ›empörten‹ sich massenhaft Menschen und setzten sich auch in Bewegung. Die Formen, in denen sie dies taten, erschienen uns dabei allerdings zunächst so diffus, abstrakt und wi-

dersprüchlich, dass wir wenig Chancen sahen, mit einer Generalkritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen punkten zu können. In Deutschland blieben die Proteste in den Jahren 2011 und 2012 so zaghaft, dass sich nicht einmal ernsthafte Möglichkeiten auftaten, teilzunehmen oder gar einzugreifen. Es hieß, zu beobachten und abzuwarten, immer in der Hoffnung, die Proteste aus Südeuropa könnten doch noch auf Deutschland überschwappen oder sich wenigstens vor Ort ausweiten und zuspitzen. Doch diese Hoffnungen wurden bereits im Jahresverlauf 2012 gründlich zunichte gemacht.

Außer Spesen nichts gewesen? Nicht unbedingt. Im Nachhinein, beim nochmaligen Lesen von Flugschriften aus Spanien, Portugal und den USA fiel uns auf, dass die Protestbewegung(-en) in ihrer Entwicklung einige kluge Fragen entwickelt hatten. Im Kern ging es dabei um das Rätsel, *warum das Geld, das doch vom Menschen geschaffen und entwickelt wurde, nicht in seinen Diensten steht, sondern über ihm*. Von sinnvollen Antworten ist uns zwar nichts bekannt – von Versuchen einer Umsetzung oder adäquaten Praxis ganz zu schweigen –, aber manchmal können die richtigen Fragen bereits den Weg weisen. Wir nahmen sie zumindest als Anlass, uns noch einmal gründlich mit den eigenen theoretischen Grundannahmen zu beschäftigen und diese in *Goodbye Kapital* allgemeinverständlich darzulegen. Im Frühjahr 2019 erschien unser Buch zunächst im Eigenverlag in Kleinstauflage, um es in den eigenen Kreisen zur Diskussion zu stellen. Was den theoretischen Anspruch der Schrift anbelangt, haben wir im wesentlichen Zuspruch erfahren. Was uns nun aber, nach kaum einem Jahr, zur leichten Überarbeitung des Textes und der Veröffentlichung im Buchhandel getrieben hat, waren die unglaublich rasanten Veränderungen in dieser kurzen Zeit. Riesige Sozialproteste in Frankreich und Chile, eine gesamtgesellschaftliche Diskussion um den Klimawandel, der Aufstieg der neuen Ökologiebewegung und nun eine Pandemie ungewohnter Ausmaße, die allem Anschein nach der initiale Funke für die nächste große Krise ist. Da aber in Krisenzeiten alle gesellschaftlichen Verhältnisse, die ansonsten so natürlich erscheinen wie die Sonne und der Regen, hin-

terfragt werden und zur Diskussion stehen, wollen wir mit der Veröffentlichung keine Zeit verlieren. Schließlich sind die Kritik und die Ideen, die dieser Text liefert, unseres Erachtens so aktuell wie nie zuvor. Für den*die geneigte*n Leser*in dürfte es nicht schwer sein, die Parallelen der momentanen Krisenentwicklungen mit den im Text beschriebenen abzugleichen – die Analogien springen ins Auge. Dass unsere heutige Gesellschaft aus strukturellen Gründen unfähig ist, die ökologische Katastrophe in den Griff zu bekommen, haben wir trotzdem – aufgrund der diesbezüglich dramatischen Situation – in dieser Ausgabe noch deutlicher herausgearbeitet als im Ursprungstext.

Den Aufbau des Textes haben wir unberührt gelassen, denn ähnlich wie heute bezogen sich die kritischen Fragen, die die Proteste 2011 hervorbrachten, vor allem und immer wieder auf das Themenfeld *Geld*.¹ Dies ist nicht unbedingt verwunderlich, schließlich wurde die Krise damals offiziell als *Finanzkrise* gehandelt. Und – so banal dies klingen mag – den Protestierenden mangelte es ganz konkret an Geld. Für eine grundsätzliche Gesellschaftskritik schien uns die Frage des Geldes zunächst enttäuschend, da Geld zwar im Alltag, an der Oberfläche der Gesellschaft, zentral ist, aber wenig über die grundsätzlichen Funktionsweisen der Gesellschaft verrät und damit auf den ersten Blick wenig Möglichkeiten verspricht, auf grundsätzliche Veränderungen hinzuwirken. In letzterer Annahme sind wir mittlerweile zu einer anderen Auffassung gekommen, und dieser Text ist der Versuch, die Diskussion um das Geld als Ausgangspunkt für die Entwicklung einer grundsätzlich neuen gesellschaftlichen Perspektive zu nehmen. Theoretisch mag dies ein bisschen an das Sprichwort vom Pferd erinnern, das von hinten aufgezügelt wird. Zu unserer Verteidigung sei aber gesagt, dass es nicht unsere theoretischen Überlegungen waren, sondern die reale gesellschaftliche Entwicklung, die die Frage nach dem Geld aufgeworfen

1 Gänzlich neu ist lediglich der Schluss des Buches. Es handelt sich hierbei um einen Kommentar, den wir im April 2020 im *re:volt magazine* veröffentlicht haben. Hier fungiert er als aktuelles Nachwort.

hat. Im ersten Kapitel zeichnen wir diese Entwicklung – die rasante Globalisierung, die große Krise und die globale Revolte 2011 – noch einmal nach. Wem diese Herleitung zu langwierig erscheint, könnte das erste Kapitel auch überspringen. Gerade jetzt ist es allerdings sehr lohnenswert, sich die Entwicklung des Jahres 2011 noch einmal vor Augen zu führen. Schließlich könnten die aktuellen Sozialproteste und die junge Klimabewegung sehr schnell ein ähnliches Ende finden, wenn sie sich nicht *grundsätzlich* mit der Macht der Profitlogik, die in der Gesellschaft herrscht, auseinandersetzen. ›Klima vor Profite‹ klingt zwar logisch und notwendig, es ist aber kein Zufall dass dies nicht geschieht. Bereits 2009 forderte Greenpeace ›Nicht nur Banken, auch das Klima retten!‹, was bekanntlich aber nicht geschah. In der aktuellen Krise heißt es nun vonseiten derselben Umweltschutzorganisation: »Wir brauchen einen Neustart, der unsere Wirtschaft zukunftsfähig und nachhaltig macht, der Mensch und Natur an die erste Stelle stellt« (Greenpeace 2020). Wer dies wirklich ernst meint und sich darüber hinaus fragt, warum dies nicht geschieht, steht letztlich vor demselben Rätsel wie die Protestbewegung(en) 2011. Ohne eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit der Frage, was Geld und Kapital eigentlich sind, wird man es nicht lösen können.

Dieser Auseinandersetzung widmen wir uns in den Kapiteln 2 und 3 – dem eigentlichen Herzstück des Textes. Im zweiten Kapitel gehen wir der Frage nach, was Geld eigentlich ist und stellen im darauffolgenden Kapitel Überlegungen an, wie es überwunden werden kann. In der Analyse, was Geld ist, folgen wir im Wesentlichen Marx. Wer schon einmal im ersten Band von *Das Kapital* oder in den *Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie* gelesen hat, dürfte dies unschwer bemerken. Allerdings vermeiden wir im Text ganz bewusst die direkte Bezugnahme und Zitate. Vielmehr wollen wir die Marxsche Analyse des Geldes in unseren eigenen Worten und Formulierungen präsentieren. Wir haben kein Interesse an rechthaberischen Marx-Zitateschlachten. Im Marxismus gab und gibt es die fatale Praxis, Marx-Zitate als Beweis heranzuführen. Da Marx aber

nun einmal kein Prophet war, kann ein Zitat von ihm an sich auch nichts beweisen. Dass ein Marx-Zitat manchmal prophetisch wirkt, liegt daran, dass es seinem Urheber gelang, die *Gesetzmäßigkeiten* des Kapitalismus idealtypisch darzustellen. Diese Gesetzmäßigkeiten wirken noch heute, oft sogar viel intensiver und offensichtlicher als zu Marx' Lebzeiten.² Und auch wenn sich Geld und Kreditformen in den letzten 150 Jahren immer wieder verändert und erweitert haben, so kann man mit Marx doch wunderbar erklären, was Geld dem Wesen der Sache nach ist und was es ausmacht.

Weit spärlicher sieht das Marxsche Werk aus, wenn es um die Frage geht, wie man das Geld abschaffen kann. So wie Marx sich generell zum Communismus eher bedeckt hielt, so findet sich auch beinahe nichts zur Frage der Überwindung des Geldes. Eine interessante Ausnahme bildet der Anfang der posthum veröffentlichten *Grundrisse* (MEW 42, S. 49ff.). Hier kritisiert Marx zeitgenössische Arbeitszeitutopist*innen, die die Idee vertraten, Arbeitsprodukte nicht in Geld, sondern in ›Stundenzetteln‹, die die benötigte Arbeitszeit repräsentieren, zu bezahlen. Die von ihm gescholtenen ›Stundenzettler‹ sahen im Geld den Grund allen gesellschaftlichen Übels und hatten die Hoffnung, mit diesem auch alle anderen gesellschaftlichen Probleme aus der Welt zu schaffen. Detailliert und in aller Schärfe weist Marx nach, warum es unter *gegebenen Umständen* nicht möglich ist, Geld durch ›Stundenzettel‹ zu ersetzen und warum die Probleme tiefer liegen als in der Form, die der Lohn annimmt. Was aber ist, wenn wir von anderen Umständen ausgehen?

Könnten die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen nicht so modifiziert werden, dass die Idee, Geld durch eine gesamtgesell-

2 Wie bereits festgestellt, bezieht unser Text sich vor allem auf die Frage des Geldes. Wir haben bei weitem nicht den Anspruch, damit Marx' ›Kritik der politischen Ökonomie‹ in Gänze wiederzugeben. Im Gegenteil möchten wir jedem und jeder raten, sich mit dieser Kritik gebührend auseinanderzusetzen. An anderer Stelle haben wir den Versuch unternommen, Marx' *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie* durch den exzessiven Einsatz der Delete-Taste auf 270 Seiten zusammenzukürzen. Die Ergebnisse gibt es hier: http://assoziation.info/grundrisse_grundrisse_lesen.htm

schaftliche Arbeitszeitrechnung zu ersetzen, eine praktikable Form annimmt? Wer die *Grundrisse* einmal aus diesem Blickwinkel liest, wird zugeben müssen, dass Marx diese Möglichkeit wohlwollend, wenn nicht gar zustimmend in Betracht zog. Dabei mag es im 19. Jahrhundert durchaus schwer gewesen sein, Arbeitszeiten zu messen. Die meiste Arbeit war damals nicht für die Gesellschaft bestimmt, sondern noch Subsistenzwirtschaft, also für den eigenen Verbrauch. In vielen Branchen, vor allem der Landwirtschaft, war es kaum möglich, zwischen Freizeit und Arbeitszeit zu unterscheiden. Anders heute, wo fast alle Arbeitsschritte in jeder Abteilung haargenau erfasst werden. Durch die allumfassende Digitalisierung, durch Stempelkarten, Barcodes und Scanner, kann für fast jedes Produkt ein aktueller Durchschnittswert der benötigten Arbeitszeit angegeben werden, mit dem die Unternehmer*innen für die Produktion kalkulieren. Was im 19. Jahrhundert vielleicht kaum praxistauglich gewesen wäre, ist heute, auf Grundlage der digitalen Revolution, eine praktikable Möglichkeit. Die durchschnittliche Arbeitsstunde wäre Basis der gesellschaftlichen Wirtschaftsorganisation. Jede*r produziert für gesellschaftliche Bedürfnisse und kann in dem Umfang Produkte beziehen, wie er*sie an direkt gemessenen Arbeitsstunden zum gesellschaftlichen Reichtum beigetragen hat. Dieser Perspektive wollen wir mit unserem Text nachgehen, ohne dabei auszublenden, welche gesellschaftlichen Grundvoraussetzungen sich dafür ändern müssten.

Zwischenzeitlich hatten wir überlegt, unseren Text ohne jegliche Bezugnahme auf Marx oder den Communismus zu veröffentlichen. Ganz pragmatisch aus dem Grund, dass mit diesen Worten Assoziationsketten bezüglich des 20. Jahrhunderts losgetreten werden, mit denen wir nichts zu tun haben wollen. Aber der Communismus, die klassenlose Gesellschaft, in der der Mensch das höchste Wesen für den Menschen ist, hat nichts gemein mit Parteidiktatur, Berliner Mauer oder der Atomkatastrophe von Tschernobyl. Eigentlich haben wir wenig Lust, überhaupt auf das 20. Jahrhundert einzugehen. Aber wer sich offen in die Tradition des Communismus stellt,

kommt wohl nicht umhin, seine Auffassung zu dieser Vergangenheit zu skizzieren. Die grundlegende communistische Idee ist die, dass neben die uns heute vertraute gesellschaftliche Produktion auch eine gesellschaftliche Aneignung des Produzierten tritt. Statt für den Austausch (den Markt) gilt es, gesellschaftlich für die Bedürfnisse der Gesellschaft zu produzieren. Aber in den Ländern, in denen im 20. Jahrhundert Parteien an die Macht kamen, die sich kommunistisch nannten, war dies noch nicht möglich. Sie blieben weitgehend isoliert, und es dominierten rückständige, agrarisch geprägte bettelarme Länder, in denen die Mehrheit der Menschen auf dem Land lebte und Subsistenzwirtschaft betrieb. Alle Diskussionen um die Frage, warum Kommunist*innen dort zur Macht kamen und ob und wie weit sie theoretisch fortschrittlich wirken konnten, seien einmal beiseitegelassen. Fakt ist, dass in diesen Gesellschaften die Mehrheit der Bevölkerung wenig Interesse daran hatte, für die Bedürfnisse der Gesellschaft zu produzieren. Und je hartnäckiger sie sich verweigerte, um so straffer wurden die Herrschaftsverhältnisse und umso mehr wurde versucht, diese Probleme mit Zwang oder Reformen zugunsten des Marktes zu lösen. Anstatt aber in Diskussionen bezüglich der Vergangenheit zu versinken, müssen wir heute eine communistische Perspektive nach vorne entwickeln. Die erste Erkenntnis dabei muss sein, dass anders als in Russland 1917 oder China 1949 heute im globalen Norden die absolute Mehrheit der Menschen keine Subsistenzwirtschaft mehr betreibt, sondern (vermittelt eben über das Geld!) für andere produziert. Anders als in den vergangenen Jahrhunderten hat heute kaum noch jemand ein Interesse daran, sein eigenes Feld zu bestellen oder auf die ›Produkte seiner Hände Arbeit‹ zu bestehen. Vielmehr sind alle Beschäftigten eingebunden in eine enorm ausdifferenzierte Arbeitsteilung und verrichten Teilarbeiten in der gesellschaftlichen Produktion. Dies ist ein enormer Fortschritt, wenn es darum geht, Partizipation gegen die Kräfte des Marktes durchzusetzen, ohne zur Subsistenz zurückzukehren. Damit hat die Frage, wie neben diese gesellschaftliche Produktion auch eine gesellschaftliche Aneignung treten kann, nur

noch wenig gemein mit den Problemen – und noch viel weniger mit den Lösungsstrategien – der Kommunist*innen im 20. Jahrhundert.

Zurück zum eigentlichen Thema, also unserer These, dass heute, mit den modernen Arbeitsmitteln³ und auf der Grundlage der fast allumfassenden Digitalisierung eine gesamtgesellschaftliche Arbeitszeitrechnung technisch keine Probleme bereiten dürfte. Zugegeben sind wir nicht die Ersten, die auf den Gedanken gekommen sind, dass Computer und digitale Netzwerke eine hervorragende materielle Ausgangsbedingung sind, unsere derzeitige Wirtschaftsordnung zu überwinden. Einige andere Kritiker*innen haben es sogar zu Büchern in höheren Auflagen oder Besprechungen in großen Zeitungen gebracht. Nichtsdestotrotz sehen wir hier jeweils größere Mängel, die wir kurz anschneiden wollen.

Generell problematisch ist es unseres Erachtens, verliebt auf technische Innovation zu schauen und davon zu träumen, wie diese dem Menschen dienlich sein könnte, ohne die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen mitzudenken. In diesem Sinne ist Technik nie neutral, sondern immer auch mit der Gesellschaft verwoben, die sie hervorbringt. Dies haben etwa Constanze Kurz und Frank Rieger, beide Sprecher*innen des Chaos Computer Club, in ihrem Buch *Arbeitsfrei: Eine Entdeckungsreise zu den Maschinen, die uns ersetzen* (2013) sträflich vernachlässigt. Sie liefern zwar eine detailreiche und gut geschriebene Darstellung der jüngsten technischen Innovationen, gehen aber nicht der Frage nach, warum diese unter gegebenen gesellschaftlichen Umständen eben nicht dazu führen, dass die Mehrheit der Menschen durch diese Innovationen mehr Reichtum und freie Zeit (›arbeitsfrei‹) gewinnt. Da diese zentrale Frage im Buch nicht gestellt wird, ist es letztlich herrschaftskonform, und es wundert nicht, dass es *manager magazin* Bestseller wurde.

3 Wir verwenden hier das Wort ›Arbeitsmittel‹ als Synonym für das unseres Erachtens sperrigere Wort ›Produktionsmittel‹. Mit beiden Begriffen sind nicht nur alle Werkzeuge und Maschinen gemeint, sondern auch alle Hilfsmittel, Gebäude etc. ebenso wie die Gegenstände, die bearbeitet werden, also Rohstoffe oder Halbfertigprodukte.